

Saarheimatbilder

Illustrierte Monatsbeilage

zum

Saar = Freund



Nummer 8 / 4. Jahrgang

Berlin, 15. August 1928

St. Ingbert. Von Gewerbelehrer Fleck, St. Ingbert.

Photographien
von M. Wenß, Saarbrücken.

Man sagt, auch Städte und Dörfer hätten ihre Entwicklung. Man meint damit nicht nur die einfache Tatsache, daß es einmal eine Zeit gab, wo diese oder jene Siedlung noch nicht war, daß zu einem bestimmten Zeitpunkt dann ihre Gründung erfolgte, daß in bunter Reihe dann die Wechselfälle der Geschichte über sie hereinbrachen, bald fördernd, aufbauend, bald hemmend, zerstörend, daß sie an Ausdehnung und Bedeutung wuchs oder aber auch, daß größere oder kleinere Stücke von ihr abbröckelten, oder daß sie unterging und heute nur noch in der Erinnerung lebt, so wie Vinetas Glocken aus dunklen Tiefen zu uns heraufklingen. Das alles wären nur Merkmale einer Entwicklung, Geschehen nach außen hin.

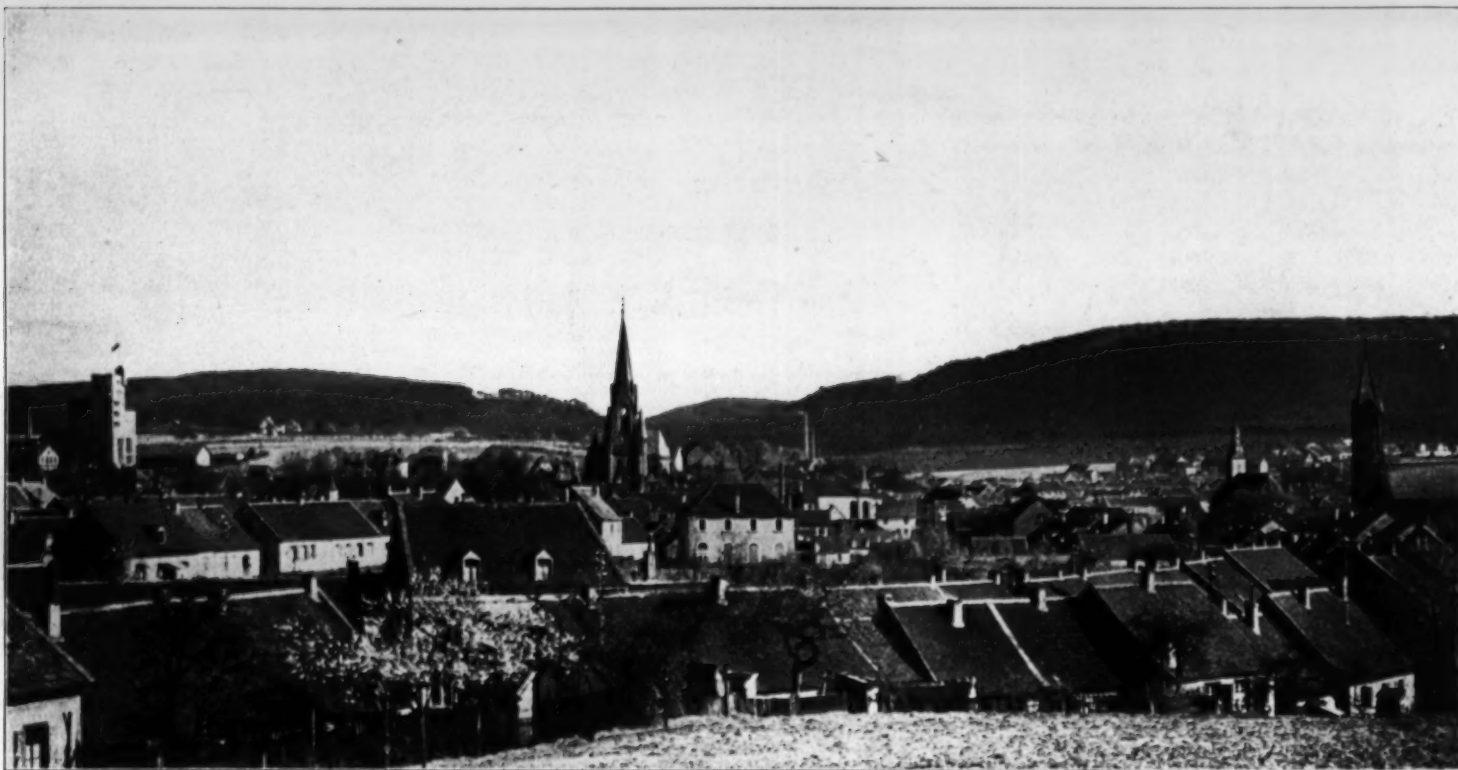
Entwicklung aber besagt mehr, Entwicklung deutet auf innere Zusammenhänge, Entwicklung bedeutet Entfaltung. Einmal Entfaltung von unten nach oben, d. h. aus irgendeiner Einheit heraus nimmt ein Geschehen seinen Anfang und wächst zur Vielheit, so wie aus der Keimzelle der lebendige Organismus herauswächst. Und diese neue Vielheit ist nicht ohne Zusammenhang



mit der Keimzelle, aus der sie geworden. Entwicklung ist so Entfaltung und Bindung zugleich in zeitlicher Hinsicht. Entwicklung bedeutet zu zweit Entfaltung von innen nach außen, so daß das Letzte vom Ersten, das Neue vom Alten getragen wird, daß zwischen diesem Neuen und dem Alten lebendige Beziehung herrscht, daß das Letzte, Neue ohne das darunterliegende Erste, Alte nicht reiflos begriffen werden kann. Lebensströme rauschen herauf und herunter und verbinden das Heute mit dem ewigen Gestern, bauen goldene Brücken zu längst vergangener Zeit, Lebensströme rauschen herüber und hinüber und schlingen ein Band um das räumlich Getrennte, daß es zur Einheit werde. Entwicklung in diesem Sinne umschließt letzten Endes auch die Frage: Wie wird aus einer Vielheit eine Einheit? also ein ästhetisches Problem.

Man wird sich dieser Zusammenhänge erinnern müssen, wenn man von einer Stadt erzählen soll, auch dann, wenn man nur

St. Ingbert:
Kaiserstraße.

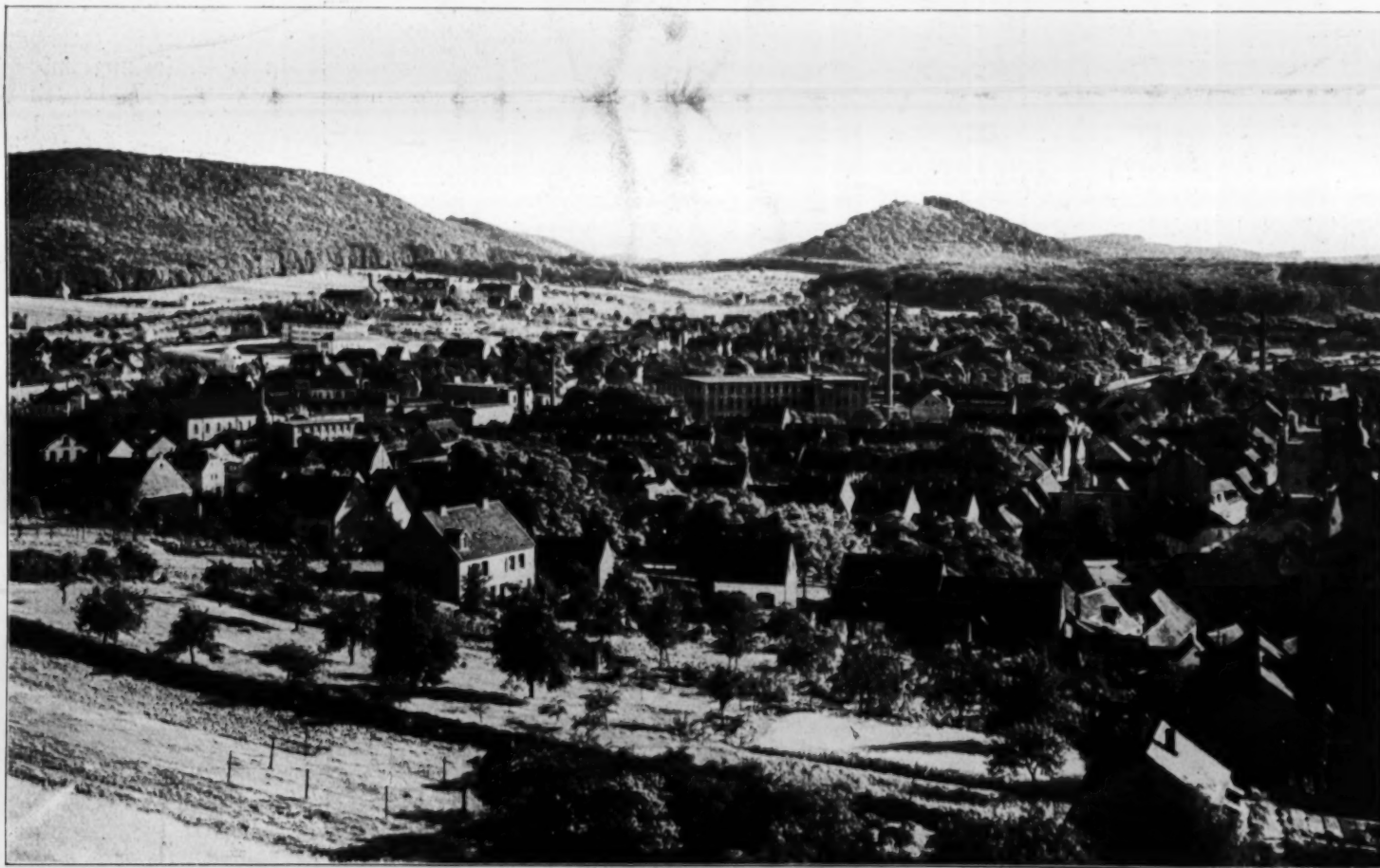


St. Ingbert und seine waldreiche Umgebung.

Streiflichter auf ihr Sein und Werden werfen möchte. — —
 Wer von St. Ingbert erzählen will, wird nicht umhin
 können, auf W. Krämer hinzuweisen, der vor wenigen Jahren
 die Geschichte unserer Stadt schrieb. Sein Werk „St. Ingbert

St. Ingberts Entstehung.

Von der Entstehung St. Ingberts hat bis zu den For-
 schungen Krämers in der Hauptsache nur sagenhafte Über-
 lieferung erzählt: Weit übers Meer, von Irland her, kam einst



St. Ingbert: Ausblick vom „Beferturm“.

und seine Vergangenheit“ bedeutet ein Heimbuch im
 besten Sinne des Wortes. In ihm werden jene Zusammen-
 hänge lebendig, die wir Entwicklung nannten. Wer die Ge-
 schichte St. Ingberts in allen Einzelheiten kennenlernen will,
 muß zu diesem Buche greifen, das die schlichte Widmung trägt:
 „Meiner Vaterstadt“. — —

ein Glaubensbote in das Waldgebiet unserer Heimat, es war
 St. Ingobertus. Hier baute er seine Wohnung und lebte
 als Einsiedler. Die Waldleute von fern und nah aber kamen
 zu ihm, lauschten seinen feierlichen Gefängen und staunten über
 seine neue Lehre. Und manche von ihnen blieben hier, bauten
 Hütten und fällten die Urwaldriesen und gruben und pflügten

das neu gewonnene Feld. Um die Hütte des hl. Ingobertus entstand so eine Siedlung, die fortan seinen Namen trug. So kündet die Sage.

Geschichtlich steht heute über die Gründung St. Ingberts fest: 587 verließ mit anderen frommen Männern Ingobertus die Bischofsstadt Trier, um das Leben am Hofe des Bischofs Magnerich mit dem Leben eines Einsiedlers zu vertauschen. Urkunden berichten, daß die Wälder, die sich von den Vogesen gegen Trier hinziehen, ihn aufnahmen, daß er ein Zeitgenosse Disibods und Wandalins war und daß er im Rufe der Heiligkeit lebte. Auch sollen Legenden von ihm im Volke viel

Wir denken an Burgen und Schlösser, an Mauern, Tore und Wehr, an Ritterspiel und Kreuzzug, an Minnefang und feierlichen Gottesdienst, an jenes vielfarbige formenreiche Bild, das bei aller Mannigfaltigkeit groß und erhaben und einheitlich erscheint, weil das Leben, welches es widerspiegelt, getragen war von einem einzigen klaren Gedanken, weil durch alles Geschehen dieser Gedanke des unerschütterlichen Gottesglaubens hindurchschimmerte wie Flußsand unter ziehender Flut.

Was weiß uns die Geschichte aus jener Zeit von unserer Stadt zu sagen? Wohl war St. Ingbert Sitz eines Rittergeschlechtes. Ob aber jemals hier Ritterfeste gefeiert, ob hier



St. Ingbert: Malerisch überragt das Dreigturm das mittlere Stadtbild.

erzählt worden sein. Da die fraglichen Schriftstücke das Gebiet bis Tholey zu den Vogesen rechnen, darf man mit Recht vermuten, daß Ingobertus sein Einsiedlerleben hier verbrachte, daß die Wälder unseres Heimatales zu seinen Lobgesängen rauschten, daß um seine Hütte, vielleicht zu seinen Lebzeiten schon, wahrscheinlicher aber um eine ihm geweihte Kapelle nach seinem Tode eine Siedlung entstand, welcher frommer Sinn den Namen des verehrten Eremiten gab.

Soweit trifft die Überlieferung ins Schwarze. Sie irrt aber, wenn sie erzählt, Ingobertus sei ein irischer Wanderbischof gewesen. Krämer weist überzeugend darauf hin, daß nichts für diese Annahme spricht, manches aber dafür, in Ingobertus einen Deutschen fränkischen Geblüts zu sehen. — Sie irrt auch, wenn sie erzählt, über dem Grabe des Heiligen habe das Volk eine Gedächtniskapelle gebaut, welche Mittelpunkt der Siedlung und Ziel mancher Wallfahrt geworden sei. Wir wissen nicht, wo die Gebeine Ingobertus' zu Grabe getragen wurden, keine schriftliche Nachricht vergangener Zeit deutet darauf hin, daß der Heilige in der Stadt, welcher er den Namen gab, seine letzte Ruhestätte gefunden hat. Und so müssen wir denn zweifeln, jemals hier sein Grab aufzudecken. Nicht zu zweifeln aber brauchen wir daran, daß unsere Stadt ihren Ursprung auf St. Ingobertus zurückführen kann.

Von Rittern und Schnapphähnen.

Die Stürme der Völkerwanderung, die auch sicherlich unser Tal nicht verschonten, verebbten, das Mittelalter zog herauf.

einmal die Schranken zum Turnier gesteckt wurden, ob St. Ingbert außer bei etwaigen Durchzügen je ritterliche Pracht geschaut, darf füglich bezweifelt werden. Das Rittergeschlecht derer von St. Ingbert war kein Herrengeschlecht, es gehörte, wie Krämer sagt, dem einfachen Dorfsadel an.

Etwa 450 Jahre läßt sich die Geschichte dieses St. Ingberter Rittergeschlechtes verfolgen. Zunächst in St. Ingbert ansässig, treten gegen Ende des 14. Jahrhunderts seine Glieder als Burgenmänner von Kirel auf. Von 1490—1633 gehört es dem Reichsritterstand an. Mit dem Jahre 1633 stirbt das Geschlecht in der männlichen Linie aus. Hans Werner IV. von St. Ingbert war wohl der letzte Ritter seines Stammes.

In keinem Zusammenhang steht die Geschichte dieses Hauses mit dem sagenumwobenen Stiefeler Schloß, von dem heute noch — wenn auch nur spärliche — Überreste vorhanden sind. Die Burg auf dem Stiefel darf wohl als ein Stützpunkt angesehen werden, der zum Schutze des Geleites und des Zolles von den alten Grafen des Saar- und Bliesgaues um die Mitte des 10. Jahrhunderts angelegt wurde. „Die Burganlage hatte keinen anderen Zweck als die Zoll- und Geleitsstation zu decken, die sich unten am Spillstein bei Rentrich befand. Dort endigte das Geleitsrecht der Grafen von Saarbrücken“ (Weber).

Die Bedeutung der Burg mußte verlorengehen, als die Saarbrücker und Zweibrücker Lande miteinander vereinigt wurden, die Notwendigkeit eines Stützpunktes nicht mehr vorhanden war.

Sie sollte aber noch einem anderen Zwecke dienen. — Die Zeichen des Niederganges dämmerten auf, Gewalt wurde Recht und wurde geübt auf Straßen und Wegen an Leben und Gut. Damals wurde das Stiefeler Schloß zum Raubritterneft. In der Nähe des Stiefels an der Verbindungsstraße St. Ingbert — Saarbrücken heißt heute noch ein kleines Tälchen „Schnapphahnerdell“, eine lebendige Erinnerung an jene Tage, wo es dem fahrenden Kaufmann geraten war, auf dem brach oder drisch liegenden Felde bei Rentrisch seinen Pferden eine etwas beschleunigte Gangart anzubefehlen. Kennt rasch über den Drisch! Von diesem Rufe der geängstigten Kaufleute soll die Ortschaft Rentrisch ihren Namen haben. Ob diese etwas naiv anmutende Auffassung ins Schwarze trifft, darf wohl bezweifelt werden. Näher liegt, diesen Namen von Rain-Grenze abzuleiten, denn bei dem heutigen Rentrisch am Spillstein — im Volksmund „Wegstein“ genannt, war seit altersher eine Grenze. — Vielleicht hängt der Name auch mit dem Rennprozeß bei der Eisengewinnung zusammen. Im Volke aber lebt jene plastische Vorstellung der Namensentstehung, lebt dabei ein blühender Kranz von Sagen, in denen Ritter und Schnapphahn, Edelräulein und Bauernmädchen, Hirte und Heze, Himmel und Hölle, vergrabene Schätze, verklungenes Lied und mitternächtlige Klage eine Rolle spielen.

Unter dem Krummstab.

Im Jahre 1339 kam St. Ingbert an das Erzstift Trier.

Eingebettet in die großen Waldungen, die heute noch St. Ingberts Stolz sind und seinen Reichtum darstellten, wenn sie

sein eigen wären, verborgen und abgeschlossen von der großen Welt, beherrscht von oftmals eigentümlichen Rechtsverhältnissen, lebte St. Ingbert das Dasein eines einfachen Walddörfchens. Seine Bewohner waren Waldbauern, die dem ärmlichen Boden und dem Walde in harter Arbeit ihren Lebensunterhalt ab-rangen und dazu das Joch der Leibeigenschaft zu tragen hatten. Doch scheint sich auch in St. Ingbert das Wort bewahrheitet zu haben, daß unter dem Krummstab gut wohnen sei. Denn als die Lage der Bauern immer drückender wurde, als diese Bauern sich empörten, als sie zur Selbstwehr griffen und in hellen Haufen durch die Lande zogen mit Sensen und Morgenstern bewaffnet, als manches Herrenhaus und manche Burg zum hell-aufblühenden Symbol der Empörung wurden, blieben die

St. Ingberter, die sich sonst wohl ihrer Haut zu wehren wußten, ruhig. Nichts meldet uns die Geschichte unserer Stadt von Aufruhr in jenen Tagen.

Auch von den Wirren der Reformation scheint St. Ingbert im allgemeinen verschont geblieben zu sein. Der Kurfürst von Trier war wohl mächtig genug, den Ort und seine Bewohner nach dem geltenden Recht „cuius regio, eius religio“ der alten Lehre zu erhalten. Krämer erzählt von einem Pfarrer Johannes, „der zu Dammersheim nach der Augsburgischen Konfession amtierte, also lutherischen Gottesdienst hielt und gleichzeitig zu Ensheim hl. Messe las“ und bemerkt hierzu, daß St. Ingbert „von solchen Heiligen“ glücklicherweise verschont blieb.

So waren bis zu diesen Tagen die Wellen des Weltenganges kaum an St. Ingberts Ufer gebrandet. Sicherlich war hier nur wenig zu verspüren von der Weltende, die sich in jener Zeit des sterbenden Mittelalters vollzog. Doch es sollten andere Zeiten kommen, Zeiten voll Kummer und Elend und unendlicher Schmach, Zeiten, wo finstere Gewalten die Schalen ihres Zornes ausgossen über die Menschen, daß sie sich gegenseitig zerfleischten, daß sie starben und verderben, über blühendes Land, daß es zum weiten Friedhof wurde.

Die geographische Lage St. Ingberts mußte es mit sich bringen, daß die Schrecken des 30jährigen Krieges mit ganzer Gewalt auf das stille Walddörfchen wucherten. Ihm und seinen Bewohnern blieb kein Grouel erspart, sie mußten das namenlose Elend jener Tage und Jahre durchkosten, tranken den Leidens-

felch bis zur Keige: 1637 ist St. Ingbert nur noch eine Trümmerstätte.

Kriegsvölker aller Art brachte der lange Krieg durch das St. Ingberter Tal, bald Freund, bald Feind, bald Schweden, bald Kaiserliche, Kroaten und Ungarn, bunt, mannigfaltig, vielgestaltig in Farbe, Sprache, Sitte und Brauch. Alle aber brachten sie das Verderben mit, denn sie übten alle Soldatenrecht und das erlaubte ihnen viel.

Doch damit nicht genug. In ihrem Gefolge zog scharenweise lichtscheues Gesindel, welches den Waldbauern, wenn er sich mit seiner letzten armseligen Habe in die Tiefen seiner Wälder verkrochen hatte, aufzuspüren wußte, welches ihm dieses Lehte, wenn nicht unter grausamen Martern auch das Leben nahm.



St. Ingbert: Bierbrauerei Beder.

Mit Kriegsvölkern und Marodeuren zog die Pest durchs Land, die scheußliche Schwester des Krieges, mit ihr der andere von den dreien, der Hunger. — Kein Buch meldet uns all diesen Jammer, das Gedächtnis des Volkes, das in seiner Überlieferung manches treu bewahrt und mit dem Rankenwerk von Sage und Legende überwuchern läßt, reicht nicht in jene Tage zurück. Doch sagt es uns nicht genug, kündigt es nicht von Unglück und Untergang, von verllorener Heimat, wenn der kurtrierische Amtmann zu Bliestastel, Jakob Friedrich zu Elz, nach Trier berichtet:

„datum zu Bliestastel in dem Schloß den 6. Aprilis 1651. S. Imbert ist auch vor 14 Jahren verbrandt

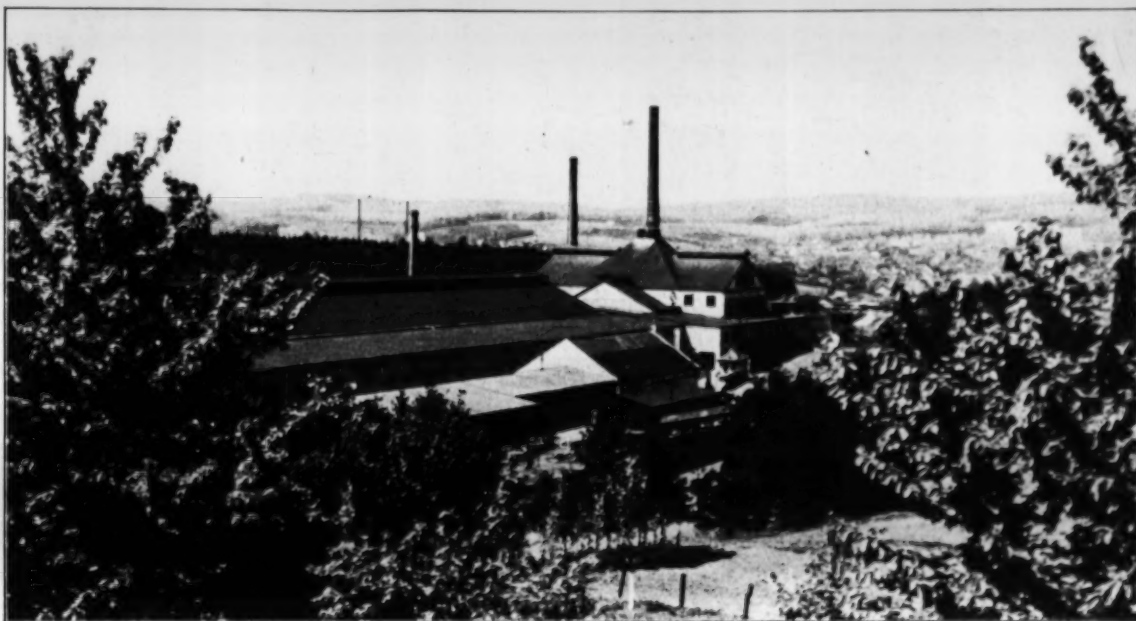
und in ruhe geraten, jedoch befinden sich noch vier unterthanen so dahin gehören und anderwerths wohnen.“?

Als 1648 die Glocken den Frieden kündeten, war auf der Stelle, wo St. Ingbert in Schutt und Asche gesunken war, Gras und Gestrüpp gewachsen. „Wo mein Vaterhaus einst stand, wächst wuchernde Heide.“

Unter der Herrschaft der Grafen von der Leyen.

Die Zeit nach dem 30jährigen Krieg sieht den langsam wieder erstehenden Ort unter der Herrschaft der Grafen von der Leyen, welche zu Bliestastel ihren Sitz hatten.

Zwischen der Waldgemeinde St. Ingbert und der gräflichen Herrschaft muß zunächst ein gutes Einvernehmen bestanden haben. Dafür zeugt die altehrwürdige Engelbertskirche, die 1755 durch die Grafen von der Leyen vollendet wurde. Im Herzen der Stadt liegend, wird sie trotz allen neueren, größeren, prächtigeren Bauwerken ein Wahrzeichen St. Ingberts bleiben, weil sie so ganz und gar das St. Ingberter Wesen wieder spiegelt. Nicht so reich und künstlerisch gestaltet als die stilvolle Schloßkirche zu Bliestastel, die in klassischem Barock von den Höhen des Schloßberges über die lügelichen Überreste des einstigen Grafensitzes die weiten Auen des Bliestales grüßt, aber wahrhaftig aus der natürlichen und menschlichen Umgebung heraus empfunden und in Harmonie mit ihr geformt, wird ihre Schlichtheit zur Schönheit. Die St. Ingberter Katholiken lieben



St. Ingbert: Vereinigte Bopeliusche und Wengelsche Glashütten.

auch diese alte Kirche und gerade viele ältere Leute, die Weihenstunden ihres Lebens hier durchlebt haben, sprechen mit tiefer Verehrung „vun de alt Kersch“.

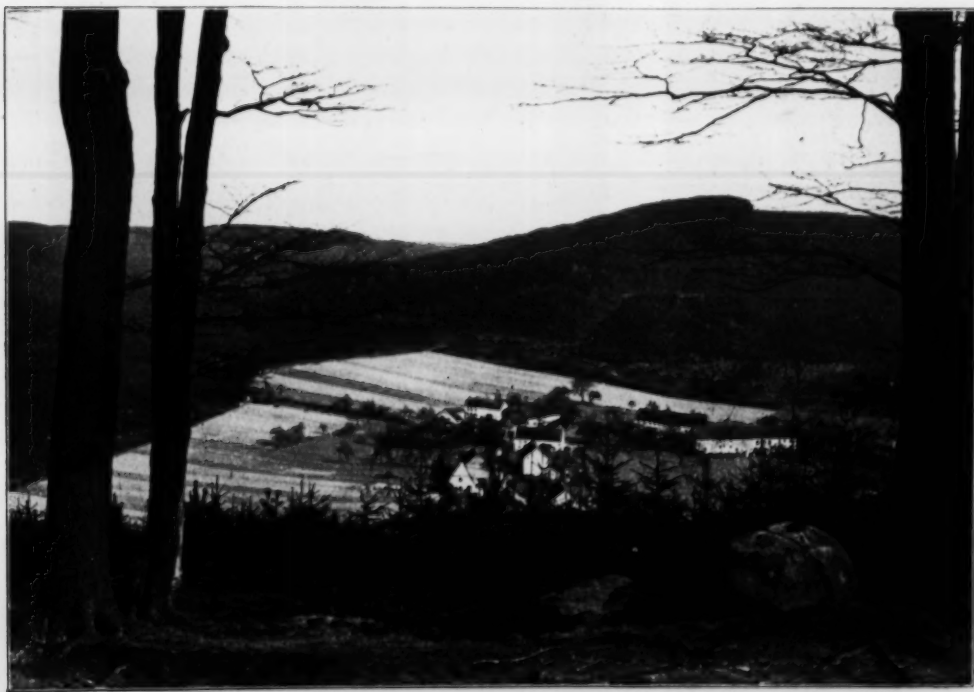
Es war nicht St. Ingberts Bestimmung, glanzvolle Residenz auch nur eines Duodezstaates und damit Trägerin einer höfischen Kultur, wie sie sich zweifellos an allen diesen Residenzstätten sammelte, zu werden — seine Entwicklung drängte nach einer andern Seite.

In unendlichem Reichtum dehnten sich die Wälder um den Ort, gegen Abend, dort wo heute die Saarpfalz mit ihrem westlichsten Zipfel den preußischen Teil des Saargebietes berührt, traten Steinkohlenlager zutage, hier und anderwärts fand man eisenhaltiges Gestein. In diesen Tatsachen lag die zukünftige Entwicklung St. Ingberts beschlossen, diese Schätze strebten zum Licht, sie wollten gehoben sein. Das 18. Jahrhundert bringt den Anfang der industriellen Entwicklung und seit jenen Tagen ist die Geschichte des Ortes, trotz der mannigfachen äußeren Ereignisse, die ihn berühren oder aber auch in Gewalt über ihn hinwegschreiten, eine Geschichte industrieller Arbeit.

Schon die 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts zeigt ein unbewegtes Leben. 1832 war die Eisenschmelze, das heutige große Eisenwerk, durch Johann Kaspar v. d. Leyen gegründet worden, andere Unternehmungen, private Kohlengruben, eine Alaunhütte folgen. Von auswärts werden diese Werke besiedelt. Noch herrscht keinerlei Gemeinschaft zwischen diesen Arbeitern und den St. Ingberter Bauern. Aber es beginnt ein langjames Erwachen dieser Bauern, ein dämmerndes Erkennen, daß es bei diesen Unternehmungen, die den Wald und die Kohle ausbeuten, um vitalste Interessen der Gemeinde gehe. Und es setzt ein langer, hartnäckiger, schließlich erbitterter Kampf um „Wald und Kohle“ ein zwischen Gemeinde und gräflicher Herrschaft. Nach 36 Jahren erreichte er sein Ende in einem — Vergleich.

Für den Juristen von vorneherein ein ziemlich klarer Rechtsfall, der zugunsten der Herrschaft einmal entschieden werden mußte, war dieser Kampf für das Volksempfinden zu guter Letzt zweifellos eine Angelegenheit, die unmittelbar mit den über die Grenzen herüber verkündeten Menschenrechten in Zusammenhang gebracht wurde und die menschliche Leidenschaften elementar zu entfachen wohl imstande war. Eines aber zeigt der ganze Kampf:

Mag vieles, was in ihm geschah, aus einer gewissen Rechthaberei entstanden sein, vieles auch auf Verhegung und Unkenntnis beruhen, St. Ingberts Volk hatte die Linie seiner Entwicklung begriffen, wenn es um die Voraussetzungen seiner Arbeit kämpfte.



Blick vom großen Stiefel auf den Ausflugsort Sengscheid bei St. Ingbert.



St. Ingbert: Portal der alten Kirche.

Zur Industriestadt.

In Frankreich tobte beinahe zwei Jahre schon die Revolution als 1791, im Februar, in dem Waldprozeß das Urteil gefällt wurde. Dieses Urteil sprach die Gemeinde des Waldes verlustig. So wird es begreiflich, daß die Boten dieser Revolution, als sie über die nahe Grenze in leyn'sches Gebiet kamen, zu St. Ingbert mit offenen Armen empfangen wurden; hier war Boden, in dem sich Freiheitssäume pflanzen ließen.

Noch aber hatte die Gräfin Marianne die Zügel der Regierung fest in der Hand. Trotz aller Freiheitsträume blieb man auch zu St. Ingbert zunächst Untertan von Bliestal. — Zwei Jahre später war die Grafenherrschaft derer v. d. Leyen zu Ende. Marianne mußte fliehen. Ein Mächtiger war gekommen und hatte mit rauher Hand das Alte vom Schauplatz des Geschehens gefegt, nicht immer nur das Morsche. Es war die Gedankenmacht der französischen Revolution, die nach Osten stürmte, hin zu dem in Kleinstaaterei versinkenden Deutschland. Und dieses Deutschland setzte sich zur Wehr. Kriegerische Zeiten kommen. Wieder wird St. Ingbert Schauplatz von Kämpfen, wenn auch die fürchterliche Not des dreißigjährigen Krieges sich nicht wiederholt. Von Westen rücken Franzosen heran, von Osten ziehen Deutsche herauf.

Blücher kämpft 1793 als Reiteroberst hier, später zieht er als Feldherr durch nach Frankreich hinein. In Frankreich selbst dämmt ein granitner Wille die Sturzwellen der Revolution: Napoleon. Napoleon, Herr der Revolutionsheere, Herr von Frankreich. Er träumt von einem Europa zu seinen Füßen. Er knüpft durch eine lange breite Straße den Rhein an seine Hauptstadt, die Kaiserstraße, sie führt heute noch durch St. Ingbert. Er zertrümmert die deutsche Kleinstaaterei, diesen Hemmschuh jeglicher wirtschaftlichen Entwicklung, er wird für Deutschland „ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft“. Siebenmal zog der Korse durch unsere Stadt, auch dann als er geschlagen floh von Rußlands weiten Schneefeldern, die seinem Heere zum barmherzigen Leichentuche wurden, wenn Wolfshulen und Rabengekrächz den sterbenden Tausenden ein schauriges Requiem gelungen hatten. Das mag interessant sein. Mir dünkt: Hier im Schatten rauchender Schöte sollte man daran denken, daß der Korse einen Weg zu wirtschaftlichem Gedeihen und Aufstieg fand und diesen Weg, soweit er konnte, rücksichtslos ging.

Die politischen Verhältnisse St. Ingberts klärten sich, als es 1816 der bayerischen Rheinpfalz zugeteilt wurde. Mit diesem Zeitpunkt setzt auch eine Periode ruhiger Entwicklung ein. Die Kohlengruben, die bisher auch den Bliestalster Grafen zu eigen gehörten, werden staatlich. Ein Prozeß des Grafen gegen den bayerischen Staat um diese Gruben wird dadurch entschieden, daß König Ludwig I. allen bayerischen Gerichten verbietet, sich mit dem St. Ingberter Prozeß zu befassen:

„Denn der Große frißt den Kleinen,
Und der Größte frißt den Großen.
Also löst in der Natur sich
Einfach die soziale Frage.“

(Scheffel.)

Das Schmerzenskind der St. Ingberter, der Wald, geht vier Jahre später in privaten Besitz über.

Kohlen, Eisen, Glas sind die drei Worte, welche die St. Ingberter Geschichte des 19. Jahrhunderts in sich begreifen, diese drei Dinge bilden auch heute noch die wesentlichen Pfeiler in der Struktur des städtischen Organismus, nur von ihnen aus läßt sich Wesen und Wirken unserer Stadt begreifen. Sie schaffen zum größten Teil die Lebensmöglichkeiten, die Lebensbedingungen. Und daß diese wieder rückwirkend auf den Menschen, der in ihnen steht, einen tiefgehenden Einfluß ausüben, ist wohl eine Binsenwahrheit.

1692 eröffnete Johann Peters von St. Ingbert eine Kohlengrube. Heute ist die Grube durch den Vertrag von Versailles Frankreich überantwortet. Damals schürfte man im Tagbau nach dem schwarzen Gestein, mit Leitern und Striden und Körben entriß man der Tiefe die Energie, die Jahrtausende in ihr geschlummert — heute saugt die Förderseile in wahnwitziger Geschwindigkeit in die Nacht des Berges. Unter dem Joche eines drückenden Lohnsystems muß der Bergmann Raubbau an der Kohle treiben, unbarmherzig, rücksichtslos, so wie er getrieben wird. Und nicht nur die Kohle, dieser fast einzige Reichtum unserer Heimat, fällt diesem Raubbau zum Opfer. Heute ist Schnappach (eine kleine zur Stadt gehörige Gemeinde im



St. Ingbert: Geburtshaus des Dichters Wolf.

äußersten Westen der Saarpfalz) ein sterbender, versinkender Ort, der buchstäblich zur Grube fährt. Seine Häuser bersten, weil Stollen und Gänge zu nahe an die Erdoberfläche stoßen, so daß die Rinde nicht mehr tragfähig ist. Schnappach fällt, Opfer einer Wirtschaftsform, die von einem Heißhunger nach Energie besessen ist, spätes Opfer auch des Weltkrieges. Was mag zwischen jenen ersten Tagen des Kohlenbaues und heute alles liegen? Die Geschichte nennt mancherlei Daten, zählt und registriert sorgfältig die jeweiligen Kopfzahlen der Belegschaft und die Tonnen der geförderten Kohle — sie schweigt von den seelischen Beziehungen zwischen Mensch und Kohle, von den unsichtbaren Banden, die sich knüpfen zwischen Bergmann und Kohlenberg; sie muß wohl davon schweigen, denn das sind Begebenheiten, die letzten Endes nur der Künstler uns sinnfällig offenbaren kann. Zohnhofers Bild: „Vergleute auf dem Wege zur Grube“ spricht diese Beziehung Mensch — Kohle in trasser Realistik aus.

Das Vorhandensein der Kohle schuf die Voraussetzung zur Entwicklung der Industrie. Wo der Boden Kohle birgt, steigen bald rauchende Schloten zu schwindelnder Höhe und in eigentümlichem Rhythmus flattern die langgezogenen Rauchfahnen. Wo Kohlen aus dunklen Tiefen zum Lichte steigen, gedeihen in der Regel Eisenhütten, Eisenwerke, und alle jene Fabriken, welche dieses gemeine und doch so unendlich wertvolle Metall verarbeiten, umformen in Hebel und Arme, Zylinder und Kolben und Schwungrad.

Dort wo das Tal von St. Ingbert der preußischen Grenze zu hinzieht, liegt, die ganze Talsohle füllend, das Eisenwerk, im Volksmund die „Schmelz“ genannt. Seine Anfänge reichen in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts. 1732 gründete ein



St. Ingbert: Eisenwerk Krämer.

Blieskasteler Graf die Eisenschmelze zu St. Ingbert. Lange Zeit stand hier eine alte Frischhütte mit einem ehrwürdigen Hammerwerk. In Puddelöfen schmolz man das Roheisen des Hochofens um, entkohlte es und schweißte es dann unter dem Hammer zusammen. Eine mühselige Arbeit. Entscheidend für die weitere Entwicklung des Wertes war das Jahr 1805. Durch Kauf ging es an die Familie Krämer über. Die Familie Krämer führte die Anlage aus kleinsten Anfängen durch Jahre wirtschaftlicher Hochkonjunktur und Perioden des Stillstandes herauf zu einem der bedeutendsten Werke des Saargebietes. Und heute noch, wo in St. Ingbert kein Glied dieser Familie mehr lebt, spricht man hier in einem eigentümlichen Gemisch von Ehrfurcht, leiser Verehrung und innerer Auflehnung gegen die Despotengelüste dieser Industriemagnaten, von „Herr Krämersch“. Mühslich für die Entwicklung war der jahrzehntelange Abschluß St. Ingberts von jeglichem Verkehr. Schrieb man doch schon 1867 als St. Ingbert Bahnstation wurde. Und damit war der Anschluß nach Ost und West noch keineswegs erreicht. Die Umwälzung, welche die Erfindung des Engländers Bessemer für die gesamte Eisenerzeugung mit sich brachte, konnte selbstverständlich an dem St. Ingberter Eisenwerk nicht spurlos vorübergehen. Als 1878 Thomas die Bessemer Birne umgewandelt hatte, verschwinden auch hier die alten Puddelöfen, an ihrer Stelle bläsen Konverter und senden Feuergarben von Eisen- und Schlackenteilen gen Himmel. Der einsetzende Aufschwung der Produktion zeitigte neue Schwierigkeiten. Lange schon reichten die St. Ingberter Eisenerze nicht mehr hin, den Bedarf zu decken. Jetzt aber wurde die Frage der Rohstoffgewinnung direkt brennend. Das Jahr 1905 brachte die Lösung. Das St. Ingberter Eisenwerk geht eine Fusion mit den Rümelingen Hochofenwerken ein. Das Unternehmen war damit auf eine Grundlage gestellt, die einen dauernden Aufstieg ermöglichte bis zum Jahre 1914, wo von Westen her dumpf und stetig, durch den Tag, durch die Nacht Kanonendonner grollte. Heute ist „die Schmelz“ in französischer Hand.

Ebenfalls ins 18. Jahrhundert zurück reichen die Anfänge der Glasindustrie. 1763 sei die erste Glashütte in St. Ingbert gegründet worden, meldet die Chronik. Zwei Jahrzehnte später erfolgte die Anlage der Mariannentaler Glashütte.

Seitdem 1918 die vereinigten Tafelglashütten von Vopelius und Wenkel zu St. Ingbert sich niedergelassen haben, ist unsere Stadt der Hauptsitz der saarländischen Glasindustrie. Bis vor kurzem arbeiteten drei große Werke, jetzt sind es nur noch zwei, nachdem die Altienglashütte, die sogenannte „Bubellehüdd“, stillgelegt ist. — Auf dem Gebiete der Glaserzeugung brachten die Jahre nach dem Krieg einschneidende Veränderungen. Bis dahin hatte das Glas der Maschine gespottet, es galt als eine ausgemachte Sache, daß man Glas niemals maschinell herstellen können. Wer heute die große Vopeliusche Glashütte betritt, sieht, daß der Bann gebrochen. Auch das spröde Glas hat sich der Maschine unterworfen. In riesigen Wannen geschmolzen,



St. Ingbert: Geburtshaus des Malers Weißgerber.

von feinsten Meßapparaten auf seine Temperatur geprüft, kommt es zur Ziehvorrichtung. Durch einen langgestreckten, geschlitzten Stein wird es wie von Geisterhänden nach oben gezogen, steigt zwischen laufenden Rollen auf, ist inzwischen erkaltet und wird oben auf entsprechende Längen abgeschnitten. Wie anders das Bild vor wenigen Jahren noch, als in mühevoller Arbeit das Glas geblasen werden mußte. Die Maschine hat gesiegt. St. Ingbert beherbergt einen aussterbenden Beruf; die Glasbläser. An ihre Stelle sind Maschinenwärter getreten.

Rationalisierung! Zauberwort unserer wirtschaftlich sturm- bewegten Zeit, das man bestaunt, vor dem einem graut. Neuzeitliche Arbeitsformen, die dem Menschen Riesenlasten mechanischer Arbeit von den Schultern nehmen und manchen — brotlos machen.

Nicht nur die St. Ingberter Glasindustrie — inzwischen

sind auch die Laugentalglashütten in gleichem Sinne umgestellt worden — hat sich den modernen Anforderungen angepaßt. Seit Jahr und Tag beherrscht der neue Turm der Brauerei Beder das Stadtbild St. Ingberts. Aus kleinen Anfängen im Jahre 1877 hat sich dieses Unternehmen zu einer der bedeutendsten Brauereien des Saargebiets herausgearbeitet. Verwirrend auf den ersten Blick, enträtselt sich das ganze Getriebe von Maschinen, Behältern, Silos, Röhren und Kupferpfannen als einheitliches System von bewundernswert einfacher Klarheit.

Der Aufzug bringt uns von der Sohle des Turmes zum 6. Stockwerk hinauf. Mein Führer öffnet die Tür des Söllers. Wir treten auf die Plattform des Turmes hinaus. Kalt weht der Nordost. Zu Füßen liegt das Stadtbild St. Ingberts, lachende Winter- sonne läßt jede Einzelheit erkennen. Das neue Gymnasium winkt von Süden. Das neue Krankenhaus, walddumischlossen, grüßt freundlich und vertrauenerweckend von Nordwesten zu Tal. Im Süden steigt kegelförmig, von Nebel verhangen, der Stiefel auf. Über dem Eisenwerk, dort, wo die Bahn nach Saarbrücken zieht, hängt eine schwarzgraue Rauchwolke. Man könnte ins Sinnen kommen hier oben. Menschen zu deinen Füßen! Als ob du über ihnen stündest, wenn dich der Fahrstuhl einige Meter zur Höhe getragen hat. Was sie denken? Wohin der Flug ihrer Wünsche geht? Vielleicht bei dem einen oder anderen herauf zu dem Turme ins Bräustübel. Doch meinem Führer ist es offenbar nicht ums Träumen zu tun. Und er hat recht. Es ist hier in dieser Jahreszeit ein ganz und gar ungeeigneter Platz, zumal eine Treppe tiefer sich das erwähnte Bräustübel befindet,

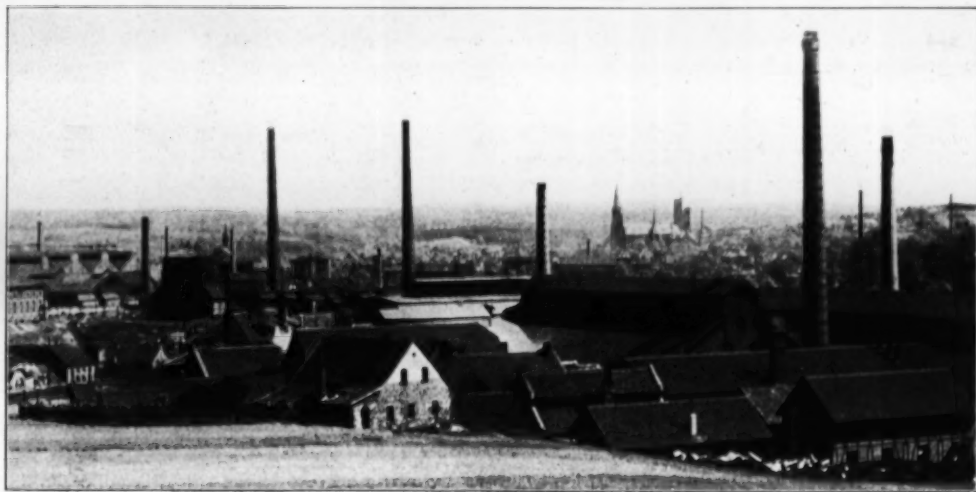
wohin er mich mit dem Hinweis einlädt, daß es hier außen auf der Plattform trotz der schönen Sonne noch empfindlich kalt sei. Wir steigen hinab. Ein gemütlicher, stimmungsvoller Raum empfängt uns, in allen Einzelheiten künstlerisch empfunden und gestaltet. Mit blankem Holz die Wände verkleidet, die Decke getäfelte, die breiten Fenster öffnen den Blick zu Tal. In Hufeisenform die Tische geordnet, bereit, etwa 30 Gäste zu empfangen. In einer Nische quillt das edle bayerische Maß und eine Küche in unmittelbarer Nähe sorgt für des Leibes Bedarf an festen Bestandteilen, die nun einmal notwendige Voraussetzung einer heuchelstimmlichen Stimmung sind. Ein kurzer Blick in die Nebenräume, dann öffnet sich uns eine Tür: Betriebsraum. Eine andere Welt: Eisenteile, Räderwerk, Treibriemen. Vom Fuße des Turmes bis zu dieser Höhe hebt eine Vakuum-

umpumpe das Maß. Von hier aus gleitet es, dem Eigengewicht folgend, von Stockwerk zu Stockwerk. Hier wird es gereinigt, entstaubt, dort in neuzeitlicher Mühle gemahlen, und sinkt dann hinab ins Sudhaus. Hell blinken die fünf kupfernen Riesenspfannen. Durch hohe Fenster fällt das Licht ein, spiegelt und bricht sich hundertfach. Man sagt, die technische Form sei schön, wenn sie zweckmäßig sei. Und doch muß eine Künstlerhand sie gestaltet haben, muß vor allem den Rahmen für sie geschaffen haben. Das sah ich hier. Aus tieferm Brunnen auf der Sohle der weitläufigen Kellereien wird Wasser hochgepumpt, teilweise vom Abdampf erhitzt, und sinkt nun auch, seiner eigenen Schwere folgend, von Stufe zu Stufe, vom Sudhaus durchs Hopfenbad, hinüber zum Kühlhaus, weiter hinab dann zu dem Labyrinth der Keller, wo es zu Bier gärt und lagert. Steigt endlich wieder nach oben, wird in Fässer gefaßt und zum Versand gebracht.

Das gute Bederbier wird nicht nur in St. Ingbert gerne getrunken. Ein vollkommen rationalisierter Betrieb neuzeitlicher Arbeitsform, die Maschine herrscht.

Die Maschine herrscht nicht nur hier, St. Ingberts Industrie ist mit der Aufzählung der genannten Werke nicht erschöpft. Unmittelbar am Bahnkörper befindet sich die Wollspinnerei; an der Straße nach Enzheim, zwischen Gebüsch und Wald versteckt, befindet sich die Pulvermühle, in der Nähe der Kohlengrube entwickelt sich die Maschinenfabrik Kaiser.

St. Ingbert ist Industriestadt. Das muß auf die Struktur der Einwohnerschaft von wesentlichem Einfluß sein. In dominierender Mehrheit gehören die St. Ing-



St. Ingbert: Laugentaler Glashütte.



St. Ingbert: Der Spillstein bei Rentriß.

berter dem werttätigen Volke an. Davon entfallen etwa 20 Prozent auf Schwerindustrie, rund 30 Prozent auf Bergbau, 10 Prozent auf die weiterverarbeitende Industrie, 15 Prozent auf die Glashütten. Kohle und Eisen herrschen und formen zum guten Teil auch die Menschen. Man sagt, vielleicht nicht mit Unrecht, Eisen mache hart. Der St. Ingberter ist zäh und hat einen harten Kopf. Das mag seine Schattenseiten haben. Doch wer wollte die Lichtseiten leugnen? Hat dieses Hartsein, dieses zähe Festhalten, diese Sekhaftigkeit in Haus und Scholle und Beruf ihn nicht davor bewahrt, so ganz und gar Proletarier zu werden, entwurzelt, mit jeglicher Gemeinschaft zerfallen, wie er anderwärts zu finden ist? Kohle und Eisen bringen den Menschen auch zu Fragen

Erfreuliche Zeichen! Es hieße ja doch, die Augen verschließen vor gegebenen Tatsachen, wollte man nicht erkennen, daß auch in St. Ingbert auf sittlich-religiösem Gebiete Aufbauarbeit zu leisten wäre. Sollte hier der Krieg und die Nachkriegszeit nichts zerschlagen, nichts erbarmungslos niedergerissen haben, hier, wo von 14—18 der Kanonendonner nicht verstummte, wo die Sirenen heulten, die Lichter abgeblendet waren und Fliegerbomben platzten, wo an hungernde Mütter und frierende Kinder Anweisungen auf Dörrgemüse und Kesselfgewebe verausgabte und nebenan Riesenkriegsgewinne gemacht wurden, hier, wo deutsche, österreichische Truppen, ein ungeschlagenes geschlagenes Heer, hindurch nach Osten zogen, und ihnen auf dem Fuße



Blickspiegel zur Zeit der Blüte.

nach den letzten Dingen des Lebens. Es ist zweifellos ein anderes, Tag für Tag 400 Meter tief in die Erde zu fahren, unter hängendem Gestein Kohlenblöcke und Felsen zu lösen, Stunde um Stunde Angesicht zu Angesicht mit dem Tode — oder am Webstuhl weiche Seide zu weben. Es ist zweifellos ein anderes, an der Walzenstraße, umgeben von glühenden, laufenden Eisenschlangen, mit der Zange zu hantieren — oder Kleider zu nähen. Nicht von den äußeren Unterschieden der Berufe, von ihrer Wichtigkeit oder Schwere soll hier die Rede sein, hingewiesen soll werden auf die innere Gestaltung des Menschen, die von dem Beruf vollzogen wird. Die Menschen aber, die von Kohle und Eisen geformt sind, sind ernst, sie kommen nicht mit einem Lächeln oder gar leichtfertig über Lebensfragen hinweg. So ist der St. Ingberter im Grunde genommen religiös. Lange schon reicht die Engelbertskirche für die Gottesdienste der Katholiken nicht mehr aus. Seit 1893 erhebt sich auf dem Hobels die St. Josefskirche, ein frühgotischer Bau. Und bald soll vom Egelchen, im nordwestlichen Teile der Stadt, eine weitere katholische Kirche gründen. Die neugegründete Pfarrei St. Hildegard wird dort ihr Gotteshaus bauen. Die protestantische Pfarrgemeinde, etwa 5000 Einwohner umfassend, soll dem Vernehmen nach auch an die Errichtung einer zweiten Pfarrei denken.

französische Soldaten und französische Arbeitgeber folgten, hier, wo eine zweimalige Inflation zweimal um den Ertrag harter Arbeit betrug, hier, wo eine grausame Wohnungsnot Menschen zusammenpferchte, daß sie nacheinander schlafen müssen? Sollten hier nicht schwierige soziale Fragen zu lösen sein? Soll hier nicht Aufbauarbeit zu leisten sein?

Mir dünkt diese Arbeit im Innern mindestens so wichtig als der äußere Ausbau der Stadt. Beides sind notwendige Kulturarbeiten, die sich ergänzen müssen. Die innere Arbeit wird ohne jene äußere nicht zum Ziele führen, die äußere ohne die innere hohle Fassade bleiben.

Die Vergangenheit St. Ingberts bringt es mit sich, daß noch sehr viele dieser Kulturarbeiten zu leisten sind. St. Ingbert fehlt als Stadt zum guten Teil das, was man Tradition nennt, dazu ist es zu jung. 1929 werden es 100 Jahre, daß St. Ingbert Stadtrechte besitzt. Man wird diese Tatsache in gebührender Weise zu begehen wissen. Was aber sind hundert Jahre im Leben einer Stadt? Zudem, wenn man mit einigem Recht bezweifeln kann, ob 1829 die Geburtsstunde St. Ingberts als Stadt auch tatsächlich schlug. Man mußte nach diesem denkwürdigen Jahr beispielsweise noch lange Zeit seine Briefe nach Homburg tragen, wenn sie den Weg in die Welt finden sollten.

Doch man darf heute mit einigem Recht die Behauptung wagen, daß St. Ingbert die Aufgaben, die noch ungelöst seiner harren, begriffen hat. Und das bedeutet viel. Man wird ihre Lösung versuchen und dann auch finden. Auch hier mag gelten, wo ein Wille ist, da ist ein Weg. Die Anfänge zu einem kulturellen Aufstieg, der die einseitige wirtschaftliche Entwicklung des 19. Jahrhunderts ausgleichen soll, sind gemacht. Das Jahr 1927 darf als besonders bemerkenswert in dieser Hinsicht gelten. Dort, wo auf einem kleinen Hügel das Kloster der Kapuziner sich erhebt, überragt von dem breiten Bau des Fideleshauses, steht das

sehr entwicklungsfähig. Man wird auch diese Aufgaben zu lösen suchen, auch wenn man wieder ob der Steuern ins Schelten gerät.

Der St. Ingberter besitzt nämlich Sinn für Humor. Klingt das nicht blasphemisch? Kulturaufgaben mit Sinn für Humor lösen zu wollen? Ich glaube nicht. Ist der Humor, der echte — nicht der faule Wit —, nicht ein köstliches Pflänzchen, in dessen Schatten in unserer Seele der Glaube an die Zukunft keimt und sprießt. Was aber sind wir ohne diesen Glauben an die Zukunft. „Pessimisten bauen keine Zukunft auf. Kopfhänger gewinnen keine Schlachten.“ Der echte St. Ingberter besitzt diesen



Reichsfeste Kirtel.

neue Gymnasium, und bald wird dort um diesen stolzen Bau wohl der prächtigste Stadtteil zu suchen sein. St. Ingbert ehrt das Andenken eines seiner Großen, wenn es die breite Straße, die durch das Tal am Fuße des Neubaus sich hinziehen wird, Albert-Weißberger-Allee nennen wird.

Mitten aus Waldesgrün, vom ersten Strahl der Morgensonne geküßt, vom letzten Schein der Abendsonne vergoldet, grüßt das neue Bezirkskrankenhaus seit diesem Jahre herunter zu Tal. Zwei Gebäude, die ihren Kulturwert in sich tragen, die nicht ohne weiteres zur bloßen Fassade werden können. Die Voraussetzungen, daß auch weitere kommende Aufgaben gelöst werden können, sind gegeben. St. Ingbert hat zurzeit eine schwere Schuldenlast zu tragen. Man wird sie zu tragen wissen und — abtragen. Man wird dabei schimpfen. Wer schimpft nicht, wenn er zahlen muß, vollends Steuern und Umlagen! Man wird die Arme frei bekommen für andere kulturelle Aufgaben. Das Volksschulwesen z. B. birgt zweifellos noch mancherlei Probleme in sich. Die Verkehrsverhältnisse sind in mancher Hinsicht noch

echten Humor, diesen Glauben an die Zukunft. Er hat ein befreiendes Lachen. Er singt von Herzen gern. Er gründet herzlich gern Vereine. Er erzählt und hört gern Schnurren, besonders jene, die auf heimatlichem Boden spielen.

So steht die Stadtgemeinde an der Jahrhundertwende ihres Bestehens. Was wir alle erhoffen vom zweiten Jahrhundert? Vielerlei, Mannigfaltiges.

Ein Wunsch, ein Sehnen, ein Hoffen aber ist allgemein: daß wir wieder heimkommen!

Daß die unnatürlichen Grenzen, die der Vertrag von Versailles um uns gezogen hat, fallen!

Daß wir vereint mit dem deutschen Vaterlande teil haben an seinem Geschick und nicht gekettet sind an artfremdes Volkstum und die Wechselfälle seiner Geschichte.

Daß es so ist, hat die Jahrtausendfeier bewiesen.

Daß es so ist, wird sich zeigen, wenn die Würfel fallen.

Möge dieser Morgen bald dämmern!